



Die Lofoten, hoch oben im Norden von Norwegen: Ein heftiges Unwetter tobt in der schroffen Bergwelt. Inmitten peitschender Stürme, tosender Brandung und prasselndem Regen löst sich ein schwerer Felsbrocken, stürzt donnernd nieder, reißt einen Graben ins Erdreich und bringt ein menschliches Skelett zum Vorschein. Inspektor Rino Carlsens Ermittlungen führen ihn weit in die Vergangenheit. Noch ahnt er nicht, dass er es mit dem wohl grausamsten Verbrechen seiner Karriere zu tun hat.

FRODE GRANHUS, geboren 1965, lebt und arbeitet auf den Lofoten, einer norwegischen Inselgruppe, die kurz vor dem Polarkreis liegt. Dort spielen auch seine Krimis »Der Mahlstrom« und »Tödliche Brandung«, die in Norwegen wegen ihrer Kombination aus idyllischer Landschaft und grausamem Plot für Furore sorgten.

FRODE GRANHUS

# Tödliche Brandung

Roman

*Aus dem Norwegischen  
von Wibke Kuhn*

btb

Die norwegische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel  
»Stormen« bei Schibsted Forlag AS, Oslo.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Dezember 2015,  
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Copyright © Schibsted Forlag AS, 2012

Published by agreement with Hagen Agency, Oslo  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015 by btb Verlag  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © Johnner/Plainpicture

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

LW · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74641-5

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](http://www.facebook.com/btbverlag)

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de)

*You may walk and you may run  
You leave your footprints all around the sun  
And every time the storm and the soul wars come  
You just keep on walking*

C. Macdonald/R. Macdonald – Runrig



*Liebe Aline,*

*es gibt da eine Sache, die hab ich Dir nie erzählt, und das hat mich über all diese Jahre wirklich gequält. Du warst so gut zu mir und hast mir mehr Verständnis entgegengebracht, als ich verdient hatte. Und Du hast mir immer ganz unvoreingenommen zugehört, hast mich nie verurteilt. Aber wie gesagt, ich habe es nie über mich gebracht, Dir dieses eine anzuvertrauen. Bis heute. Du wirst verstehen, warum ich so lange davor zurückgescheut bin, denn das, was ich zu erzählen habe, ist unverzeihlich. Meine einzige Entschuldigung ist die, dass es aus der bodenlosen Verzweiflung eines kleinen Jungen heraus geschah. Denn an dem Tag brach alles um mich herum zusammen, und ich kann mir niemals vergeben, was ich damals getan habe ...*





# 1. Kapitel

Die Wolkenberge kamen von Süden, dunkel wie der Qualm von verbranntem Moos, und führten Kaskaden von peitschendem Regen mit sich. Die Berge hier gehörten zu den steilsten und gefährlichsten auf den ganzen Lofoten, und Erdbeben waren an der Tagesordnung, sommers wie winters. Die Menschen, die irgendwann einmal beschlossen hatten, sich am Fuß dieser Kolosse anzusiedeln, hatten sich zwar Grundstücke ausgesucht, die sie für sicher hielten, aber die Berge waren unberechenbar, und nicht wenige Anwohner waren ins Meer gefegt worden oder hatten ihr Leben in einem Grab aus Schnee beschlossen. Auf diese Art hatten die Naturgewalten die Neuankömmlinge zum Rückzug gezwungen, und die meisten der erdbebengefährdeten Gebäude lagen mittlerweile öde und verlassen da. Nur vereinzelt kam das eine oder andere noch einmal zu Ehren, wenn die Sehnsucht der Touristen nach der guten, alten Zeit bedient werden sollte.

Der Wind nahm noch an Stärke zu und brachte den Fjord zum Kochen. Der Regen hämmerte gegen die Felswände, drang in Ritzen, die sich über Tausende von Jahren gebildet hatten, und wieder einmal setzte die Schwerkraft zum Gnadenstoß an. Ein großer Felsblock löste sich und gab nach, donnerte ein Stückchen weiter unten gegen die Felswand und brach sich dann in einen Regen aus kleineren Steinen. Ein dröhnendes Brüllen, das immer lauter wurde, setzte sich rund um den Fjord fort, als würden die Felsen einen gesammelten prähistorischen Seufzer ausstoßen. Der Erdbeben breitete sich v-förmig aus und riss einen alten Bootsschuppen mit

sich, der Sekunden später schon als Kleinholz auf der Brandung schwamm. Eine Wolke aus Erde und Steinen folgte den herabstürzenden Massen ins eisige Wasser, und die mächtigen Wellen, die der Erdrutsch erzeugt hatte, brandeten gegen die Windrichtung durch den Fjord.

Der Lärm erstarb ebenso jäh, wie er begonnen hatte. Die Staubwolken blieben noch eine Weile in der Luft hängen, bevor auch sie sich langsam auflösten und den Blick auf die veränderte Erscheinung des Fjords freigaben. Ein Riss war zu sehen, der aussah, als wäre er mit dem Laser hineingeschnitten – ein starker Kontrast zu dem grob zerklüfteten Fels in der Umgebung. Und am Ausläufer des Berges zeigte sich eine tiefe Rinne im grasbewachsenen Untergrund.

## 2. Kapitel

Landpolizist Berger Falch saß an Deck, obwohl der Wind alles andere als mild war und das Boot gut Fahrt machte. Er musste einen klaren Kopf kriegen. Sandra, seine einzige Tochter – die überdurchschnittlich besorgt war ums Wohl ihres Vaters – drängte ihn nun schon seit Jahren. *Du musst dir wieder jemanden suchen. Oder hast du vor, den Rest deines Lebens wie ein Eremit zu verbringen?* Solche Dinge. Er hatte nicht allzu viel zu seiner Verteidigung vorzubringen, außer dass er die Zahl der alleinstehenden Damen auf Reine an einer Hand abzählen konnte. Dann hatte er sie vor ihr heruntergeleiert und eine Kandidatin nach der anderen gestrichen. Sie kannte sie alle und wusste, dass nur eine von ihnen im selben Alter war wie ihr Vater, und auch, dass der mentale Ballast dieser Frau ihr einen eher zweifelhaften Spitznamen eingetragen hatte, ja, eigentlich wusste keiner mehr von ihnen, wie sie in Wirklichkeit hieß. Sandra hatte jedoch darauf hingewiesen, dass es auch außerhalb von Reine potentielle Freundinnen geben könnte. Er glaubte, sie meinte die nächstgelegenen Dörfer, aber sieklärte ihn auf, dass nur einen Mausklick entfernt eine ganze Welt von Frauen auf ihn wartete. Er wehrte ab, das komme überhaupt nicht in Frage, und es wirke kalt und berechnend auf ihn, jemandem auf diese Art den Hof zu machen. Wenige Tage später hatte er sich verschämt auf einer der vielen Datingseiten eingeloggt, die ihm überall im Netz entgegenlachten, und jetzt – knapp ein Jahr später – hatte er seinen ersten digitalen Annäherungsversuch gemacht.

Die Frau wohnte ein Stückchen weiter im Süden, hatte aber

Vorfahren aus Svolvær – also war sie dem Blute nach eine echte Nordnorwegerin, und das war doch schon mal was, so etwas sollte man sich nicht entgehen lassen. Fand sie. Er hatte ihr da zugestimmt, fürchtete er. Und während er hier so saß, vom Wind ordentlich durchgepustet, dämmerte es ihm, dass er da in etwas getappt war, das so weit wie nur irgend möglich von der Komfortzone des Berger Falch entfernt war.

»Kalt?« Der Kapitän der *Lofotfjord II*, Olav Rist, steckte den Kopf aus der Tür. Solange Falch zurückdenken konnte, hatte Rist die Verantwortung für die Route durch die Fjorde gehabt, außer letzten Winter, als ihn eine böse Krebserkrankung außer Gefecht gesetzt hatte. Den Gerüchten zufolge lag Rist damals schon im Sterben, aber vor ungefähr einem Monat war er wieder an seinen Platz zurückgekehrt, ein bisschen dünner zwar, aber ansonsten offenbar ganz der Alte. Rist ging auf seinen 75. Geburtstag zu, und wenn es nicht mal dem Krebs gelang, ihn in die Knie zu zwingen, dann konnte man sich schwerlich vorstellen, was ihn dazu bewegen sollte, seine Zulassung abzugeben.

»Bin auf dem Weg nach drinnen.« Obwohl sie immer noch ein gutes Stück vom Festland entfernt waren, konnte Falch schon die Wunde im Fels erkennen. Das war einer der größten Bergrutsche seit Menschengedenken, und was noch viel schlimmer war: Er verlief quer über den beliebten Wanderweg auf Vindstad, wo sich in der Touristensaison die reinsten Völkerwanderungen abspielten. Das Letzte, was die Gemeinde brauchen konnte, war, dass sich die Sommergäste auf andere Perlen der norwegischen Natur verlegten.

Erst als Falch in die Kajüte trat, merkte er, dass er ganz durchgefroren war. Rist bedachte ihn mit einem schiefen Grinsen. »Ist hoffentlich nichts Ernstes passiert da draußen?« Falch hatte ihm schon erzählt, dass man einen Totenschädel gefunden hatte, und war offenbar eine Erklärung schuldig, warum

er außerhalb des regulären Fahrplans hierhergefahren werden wollte. Außerdem arbeiteten die Buschtrommeln hier auch nicht langsamer als anderswo, also würde Rist das Gerücht so oder so zu Ohren kommen. »Kann ich mir nicht vorstellen. Hier wäre ein Archäologe wohl nützlicher gewesen. Ich sag dir, das ist garantiert ein Kerl aus Höhlenmenschenzeiten.« In einem der verlassenen Fischerdörfer war unlängst eine Höhle entdeckt worden, die ebenfalls zu den Touristenattraktionen zählte, wenngleich sie so schwer zugänglich war, dass nur besonders Interessierte die Mühen des Weges auf sich nahmen.

»Bestimmt«, pflichtete Rist ihm bei, bevor er das Tempo verlangsamte. Auf der Landungsbrücke stand ein Mann mit einem Hund an der Leine. Ein Stück weiter hinten saßen eine Frau und ein zehn- bis zwölfjähriges Mädchen, die so aussahen, als wären sie gerade ganz in etwas vertieft. Gut gemeintes Ablenkungsmanöver, dachte Falch, der vermutete, dass die Frau im Watt herumgestapft war und die Hinterlassenschaften der letzten Flut aufgesammelt hatte.

Der Mann stellte sich mit einem schwitzigen Händedruck vor. »Laika hat ihn gefunden.« Ein Border Collie wedelte vergnügt mit dem Schwanz und zog an der Leine, um den Neuankömmling zu beschnuppern. »Cecilie – meine Frau – hat darauf bestanden, dass ich Meldung davon mache. Es ist höchstwahrscheinlich nur ein alter Schädel, aber egal.«

Falch nickte und sah sich um. Die Höhle lag auf der anderen Seite der Berge, zum offenen Meer hin. Nichtsdestoweniger konnte die Theorie stimmen: ein Höhlenmensch auf der Wanderung, in einer Zeit, in der die Jagdwaffen aus Speer und Axt bestanden. Mit einem diskreten Nicken grüßte er die Frau, die tatsächlich gerade dabei war, Muscheln zu sortieren. Dann ging er mit Hund und Hundebesitzer an die Stelle, wo die Felsmassen niedergegangen waren.

Der Bergrutsch war noch größer, als er ihn sich vorgestellt hatte. Eine tiefe Rinne, als hätte die Kralle einer riesigen Klaue die Erde aufgekratzt. Erde und Steine lagen zig Meter nach links und rechts verstreut. Eines der Sommerhäuschen war zwar gerade noch verschont geblieben, aber ein Bootshaus war zermalmt worden, wie um die Menschen daran zu erinnern, dass sich niemand in Sicherheit wiegen sollte.

Der Mann lief ein Stück schräg nach oben und zeigte in eine Vertiefung. »Da unten.«

Sofort erblickte Falch den Schädel, der auf einem kleinen Stein lag.

»Laika hat das Ding ganz stolz angeschleppt. Ich bin hingegangen, um genauer nachzusehen. Brauchte nur ein paar Minuten, bis ich die Stelle fand, wo sie gegraben hatte. Da lagen mehrere Knochen, und wie gesagt: Cecilie weigerte sich weiterzugehen, bevor wir nicht die Polizei benachrichtigt hatten.«

Falch warf einen Blick über die zerklüfteten Felsen, bevor er vorsichtig in die Senke hinabstieg. Mit einem Schauer sah er vor seinem inneren Auge, wie sich die Steinmassen innerhalb weniger Sekunden die fünf-, sechshundert Meter nach unten bewegt hatten, an die Stelle, an der er jetzt stand. Höchstwahrscheinlich war anschließend ein Miniatur-Tsunami durch den Fjord gerauscht, der jedoch verebbte, bevor er auf Land traf.

Auch wenn der Schädel in bester Absicht auf den Stein gelegt worden war, hatte dieses Tableau etwas äußerst Groteskes. Während er die letzten Meter zurücklegte, bemerkte er sofort mehrere Knochen und Knöchelchen rundherum. Er bückte sich und war nur noch Millimeter davon entfernt, den Knochen zu berühren, der seiner Schätzung nach ein Unterarmknochen sein konnte – dann aber hielt er inne. Diese Überbleibsel hatten

nichts mit Höhlenmenschen zu tun. Ganz bestimmt nicht. Er sah sich um. Hatte eine Familie hier einen der Ihren außerhalb des Friedhofs begraben?

»Was meinen Sie?« Der Mann warf einen ungeduldigen Blick über die Schulter. Anscheinend war er ganz erpicht darauf, seine Wanderung fortzusetzen.

»Ein Skelett, nicht mehr und nicht weniger. Sie sagten, Sie sind auf dem Weg nach Bunes, oder?«

Der Mann nickte.

»Dann würde ich vorschlagen, Sie sehen zu, dass Sie weiterkommen. In einer halben Stunde verschwindet die Sonne hinter dem Berg.«

Der Mann verabschiedete sich, und Falch blieb alleine in der Senke stehen, ohne zu wissen, was er jetzt unternehmen sollte. Er hatte festgestellt, dass die Meldung den Tatsachen entsprach. Der Bergrutsch hatte ein Skelett zutage gefördert, aber Falch konnte nicht beurteilen, ob es nicht schon seit Jahrhunderten hier begraben lag. Er musste dem Präsidium in Leknes Meldung machen und den Polizeichef die nötigen Entscheidungen treffen lassen. Behutsam hob er den Schädel vom Stein. Sowohl der Hund als auch dessen Besitzer hatten Spuren darauf hinterlassen, also war es nicht mehr erheblich, wenn Falch ihn auch noch berührte. Außerdem bezweifelte er, dass der Polizeichef sehr viel mehr machen würde, als den Fund zu protokollieren. Wahrscheinlich wusste ein ehemaliger Bewohner der Gegend ja von einem privaten Friedhof zu berichten, irgendetwas, was eine natürliche Erklärung für den Fund lieferte.

Aber während er so dastand und auf den nackten Schädel starrte, flüsterte ihm sein Unterbewusstsein zu, dass die Erklärung eine völlig andere war, dass der Tote nicht im Kreis der trauernden Hinterbliebenen zur Ruhe gebettet worden war,

sondern nur von dem Menschen, der ihm sein Grab gegraben hatte. Falch ging in die Hocke und schob mit dem Jackenärmel noch ein wenig Erde beiseite – er hatte sowieso vor, alle Schuld dem Köter zuzuschieben. Es kamen noch mehr Knochen zum Vorschein, und dazu noch etwas, das nach einem schlammverschmierten Kleiderbündel aussah. Es war das erste Mal in seinem 61-jährigen Leben, dass er ein Skelett in Augenschein nahm, was viel über das wohlbehütete Polizistendasein aussagte, das er geführt hatte. Trotzdem glaubte er zu sehen, dass hier irgendwas nicht stimmte. Kleine Fingerknochen. Zu klein. Weil sie nämlich gebrochen waren. Allesamt.



### 3. Kapitel

Wie immer wachte er auf, indem sein Traum die Form veränderte, die Geräusche immer gedämpfter und entfernter klangen, aber gleichzeitig auch deutlicher. Außerdem gab es im Schlaf keine Gerüche. Natürlich konnte er von stinkenden Wunden und duftenden Salben träumen, aber er *roch* nie etwas. Ein leerer Sinneseindruck, mehr nicht. Aber jetzt roch er etwas. Erst die trockene Luft, die durch die Lüftungsschächte zu ihm gedrungen war, danach den Geruch der Bettwäsche, irritierend neutral, aber trotzdem irgendwie intensiv. Sowie er wieder klar denken konnte, gesellten sich noch entferntere Gerüche dazu: Kaffee von der Kaffeemaschine auf dem Gang, der Duft von frisch gebackenem Brot – das waren Gerüche, die durch dieselben Lüftungsschächte drangen. Dann kamen die Geräusche. Erst die ganz deutlichen: die Metallwagen, auf denen die Pflegerinnen ihre Tablettenbehälter transportieren, klappernde Sandalen auf frisch gebohnertem Boden, daneben gedämpfte Gespräche und hie und da unterdrücktes Gelächter. Irgendjemand war heute morgen guter Laune. Dann nahm er das kaum hörbare Rauschen der Belüftungsanlage wahr, ein Rauschen, das sich jedes Mal leicht veränderte, wenn jemand seine Zimmertür aufmachte. Es kam immer wieder vor, dass sie sich plötzlich lautlos in sein Zimmer schlichen, in dem Glauben, dass er schlief, aber die Belüftung verriet sie.

Das Zimmer, in dem er lag, war ungefähr vier mal fünf Meter groß. Er hatte es noch nie gesehen, würde auch niemals mehr imstande sein, es zu sehen – trotzdem wusste er es. Er

hatte die Schritte der Pflegerinnen gezählt, von der Tür zum Bett, aber auch, wenn sie ihn ins Bad schoben, das hinter einer Schiebetür auf der anderen Seite des Zimmers lag. Das Fenster befand sich zu seiner Linken, und es kam vor, dass er einen Lichtschimmer zu erkennen meinte, wenn die Gardinen aufgezogen wurden, aber in seinem tiefsten Inneren wusste er, dass sein Kopf diese Bilder selbst schuf. Nach den verhängnisvollen Sekunden in der Garage war er nicht mehr fähig, Licht und Dunkel zu unterscheiden.

Er spürte, wie sich sein Hals im Laufe der Nacht zusammengeschnürt hatte, aber er wusste, dass er den Gedanken daran beiseiteschieben musste, sonst würde der Durst Erstickungsgefühle hervorrufen.

Eine Tür mit gut geölten Scharnieren ging geräuschlos auf, gefolgt von einem verstärkten Rauschen der Lüftung. Die Pflegerin war hier.

»Sie sind also wach, Hero.«

Hero war der Spitzname, den sie ihm gegeben hatten, als ob irgendetwas Heldenhaftes daran wäre, sich ans Leben zu klammern. Er hatte nie ganz verstanden, woran sie merkten, ob er wach war oder nicht. Es musste daran liegen, dass er beim Schlafen einfach andere Atemgeräusche machte. Heute war die Blonde da, mit den hellblauen Augen und dem halblangen, gewellten Haar. Auf jeden Fall hatte er sie sich in seiner Fantasie so vorgestellt, weil es zu ihrer warmen, sanften Stimme passte. Leichte, kurze Schritte, ein Hauch von Shampoo duft, der keinen Zweifel zuließ: Das war sie. Gleich danach spürte er das Glas an den Lippen, dann die ersten Wassertropfen. Offene Wunden zogen sich zusammen und schickten schmerzhaft Schockwellen durch seinen Körper, so brennend wie in dem Moment, als die Flammen ihm die Haut zu einem viel zu engen, schief sitzenden Kostüm zusammengeschnol-

zen hatten. Sein Stöhnen kam aus dem Bauch, weil er kaum fähig war, Laute mit Mund und Kehle zu bilden.

»Na, na.« Sie trocknete ihm die Tropfen mit einem weichen Tuch von den Lippen. Es roch wie die Bettwäsche.

Neue Tropfen. Diesmal war der Schmerz nicht ganz so intensiv. Trotzdem fühlte es sich an, als wäre das Wasser mit winzigen Glassplittern versetzt. Mehr als einen kleinen Schluck schaffte er nicht. Den Rest seiner Flüssigkeitszufuhr bekam er intravenös, ebenso wie alle Nahrung. Im Krankenhaus Haukeland hatten sie ihn mit kalter Suppe füttern können, aber hier nicht. Hier war er dem Teufel ausgeliefert.

Seit dem Brand hatte er sicher zwanzig Kilo verloren. Je weniger sein Körperfett wurde, umso größer wurde die Gefahr des Wundliegens. Aber noch gelang es ihm, sich einigermaßen hin- und herzuwälzen, sodass das Gewicht nicht nur auf Rücken und Hüfte lastete.

»Wollen wir's heute mal mit ein bisschen Frühstück versuchen?« Sie flüsterte die Worte, in der Hoffnung, dass sie so weniger drohend auf ihn wirkten. Sie wunderten sich, warum er sich weigerte zu essen, immerhin war er mit der Auskunft eingeliefert worden, dass er feste Nahrung zu sich nehmen konnte. Vorsichtig drehte er den Kopf von einer Seite zur anderen und spürte, wie sich die Haut unterm Ohr und am Hals straffte. Seine Versuche, durch Nicken oder Kopfschütteln ein Ja oder Nein zu signalisieren, waren die einzigen Kommunikationswege, die ihm geblieben waren. Seit seiner Einlieferung in Haukeland hatten die Therapeuten und Pflegerinnen versucht, Dialoge zu führen – einen Finger heben für Ja, zwei Finger für Nein – aber da es bei dem Kontakt nur um Unwichtiges ging, ließ er sie mit ihren Versuchen abblitzen.

»Etwas später vielleicht?«

Sie legte ihm vorsichtig eine weiche Hand auf die Wange,

bevor sie lautlos das Zimmer verließ. Er mochte sie. Sie war nicht nur ein netter, warmer Mensch, sie war auch unglaublich hübsch. Glaubte er. Allein dafür, dass sie es ertrug, in seiner Nähe zu sein, hatte sie Respekt verdient. Im Unterschied zu vielen ihrer Kollegen war ihr Mitgefühl auch echt, das fühlte er. Sie hatte sich ihm als Gøril vorgestellt. Er fand, dass der Name weder zu ihrem Charakter passte noch zu dem Aussehen, das er ihr gegeben hatte, aber er war okay. Gøril war gut.

Der nächste Punkt auf der Tagesordnung war der morgendliche Toilettengang. Er hasste es. Diese Demütigung. Im Sitzen, auf der Schüssel wie eine Frau, gestützt von einer Pflegerin, die den Blick abwendet. Die Geräusche, die Gerüche. Das Allerintimste, das man wirklich mit niemandem teilen mochte. In solchen Augenblicken fühlte er, wie die Pflegerinnen ihren Beruf hassten.

Gøril hatte die Tür angelehnt gelassen, sodass man das Klick-Klack der Sandalen deutlicher hörte. Von weichen, nahezu graziösen Schritten bis zu schlaffem Klatschen. Unter den Pflegerinnen gab es auch ein Schwergewicht. Ella. Er mochte Ella nicht, aus dem einfachen Grund, weil er bei ihr deutlicher als bei den anderen den Ekel und das Unbehagen spürte, das sie empfand. Auch in der Art, wie sie mit ihm redete: Worte ohne jedes Mitgefühl. Worte, die nur um der Worte willen gesagt wurden. Eine Weile hatte er versucht, ein Muster im Dienstplan der Pflegerinnen zu erkennen, um auf diese Weise zu wissen, wann er sich auf sie gefasst machen musste. Aber da ständig etwas geändert wurde, hatte er den Gedanken wieder aufgegeben.

Inzwischen lag er schon drei Monate hier. Anfangs hatte man ihn abends noch in den Gemeinschaftsraum gefahren, ein wohlmeinender Versuch, ihn nicht auszuschließen, aber es

war ihm schrecklich gegen den Strich gegangen, denn er fühlte sich dort wie ein abstoßendes Monster auf einer Ausstellung. Er wollte allein sein. In Frieden gelassen mit seinen Gedanken.

Es war ein Schock gewesen, aufzuwachen und zu merken, was aus ihm geworden war, ohne zu verstehen, was eigentlich passiert war. Vor und nach den vielen Operationen hatte er die Gespräche der Ärzte belauscht und wusste daher, dass irgendein Verrückter seinen Rasenmäher mit Benzin in die Luft gejagt hatte. Er selbst konnte sich nur erinnern, dass er in die Garage gegangen war, um einen Briggs&Stratton-Motor zu reparieren, der schon längst hätte ausgetauscht werden müssen. Doch kaum hatte er sich über den Rasenmäher gebeugt, wurde es schwarz um ihn. Dass die Explosion kein Unfall gewesen war, ging ihm erst nach seiner Einlieferung ins Krankenhaus auf. Es war kein einziger Tag vergangen, ohne dass er nachgegrübelt hätte, wer das getan hatte und warum. Aber eines war ihm klar: Man hatte nicht versucht, ihn umzubringen. Die Strafe war nicht das, was vor sechs Monaten in der Garage geschehen war. Die Strafe war hier und jetzt, jeder schmerzhafteste Atemzug, bis es endlich vorbei sein würde.

## 4. Kapitel

Berger Falch hatte vorsichtig noch ein bisschen mehr Erde beiseitegeschaufelt und starrte jetzt auf das, was einmal die Rippen des Toten waren. Kein einziger Knochen war heil. Selbstverständlich konnten diese Brüche von einem Sturz stammen, schließlich war der Berg mehr als steil. Aber irgendetwas sagte ihm, dass sich das nicht so verhielt, denn der Schädel zeigte keine Spur von Verletzung. Wenn man das Gesicht verschont, läuft man nicht Gefahr, Spuren zu hinterlassen, die andere sehen können.

Die Überreste verschwanden aus seinem Blickfeld, und er sah das Gesicht wieder vor seinem inneren Auge, das Gesicht, das er eigentlich am liebsten vergessen würde. Es hatte nicht oft gelächelt, aber selbst dann, wenn es nach außen hin fröhlich und unbekümmert war, schien immer ein latenter Hass durchzuschimmern. Falch hatte sein halbes Leben lang versucht zu verstehen, was der Grund war, bis er zum Schluss seinen Frieden damit machte, dass er eben niemals eine Antwort finden würde. Er hielt seine linke Faust in die Luft. Zwei seiner Finger waren schief, weil die Brüche schief zusammengewachsen waren. Ein letzter unvergänglicher Gruß von seinem eigenen Vater. Ein Vater, der für seine Untaten nie zur Rechenschaft gezogen worden war.

Es wurde Abend, bis Falch wieder zu Hause war. Eine Armada von wilden Katzen flitzte die Treppe hinunter, als er um die Ecke kam, um dann abwartend stehen zu bleiben, sobald sie sicher waren, dass er nicht doch ein anderer war. Aus Erfahrung wusste er, dass sie schon wieder auf der Treppe saßen,

bevor er die Tür ganz hinter sich zugezogen hatte. Und dass er keinen Frieden fand, bis er ihnen nicht wieder etwas zu essen auf die Treppe gestellt hatte. Aber seine Gutherzigkeit hatte ihren Preis. Es roch nicht gerade nach Flieder auf dem mageren Rasenfleckchen. Die Wildkatzen waren seit Jahren ein Problem auf Reine, und die Leute, die die armen Viecher noch mit gnädigen Augen ansahen, wurden immer weniger. Vielleicht wurden es deswegen immer mehr vor seinem Haus.

Er nahm eine lange Dusche, um wieder ein bisschen Wärme in seinen Körper zu kriegen. Olav Rist hatte den Polizeichef dann auch noch gefahren, und in Absprache mit der Kripo waren die Überbleibsel vorsichtig ausgegraben worden. Jetzt war es an den Rechtsmedizinern, Schlussfolgerungen zu ziehen. Falch hatte mit seinem unguten Bauchgefühl beim Polizeichef nicht unbedingt Gehör gefunden. Der meinte, dass man bestimmt alles Mögliche fand, wenn man einen Friedhof auf den Kopf stellte.

Da mochte er vielleicht recht haben, aber so etwas fand man denn doch nicht. Dies war ein Kind. Ein misshandeltes Kind.

Er kochte sich das einfachste Abendessen, das man nur kochen konnte – Spiegelei auf Brot – und verzehrte es vor dem PC. Das Icon unten rechts meldete ihm, dass er eine neue Mitteilung erhalten hatte, und wie erwartet stammte sie von Olga. Mit einer Mischung aus Angst und Erwartung öffnete er ihre Mail, und aus irgendeinem Grund sah er die einzige Olga vor sich, die er kannte, eine grimmige Matrone aus Sørvågen. Diesmal jedoch hatte Olga ihm ein Bild angehängt. Er beeilte sich, den Anhang zu öffnen, in der Hoffnung, dass sie ganz anders aussehen würde als die streitsüchtige Frau aus Sørvågen, aber bitte auch nicht so hübsch, dass er das Abenteuer gleich wieder hätte abschreiben müssen, bevor es begonnen hatte. In

der Tat sah sie überhaupt nicht so aus, wie er sie sich vorgestellt hatte, und plötzlich ging ihm auf, dass er von einer Frau geträumt hatte, die Kristine ähnlich sah.

Er schätzte, dass die meisten Männer Olga normal hübsch finden würden, während er selbst ihre Gesichtszüge extrem markant fand – dadurch bewegte sich sein erster Eindruck im Grenzbereich. Er las die Mail und merkte, dass er auf bestem Wege in eine neue Beziehung war. Sein erster Gedanke war, dass ihm das alles zu schnell ging, und er ärgerte sich, dass er sich hatte überreden lassen. Um die Wahrheit zu sagen: Sandra war in der Lage, ihn zu fast allem zu überreden. Er vergötterte seine Tochter, ja, in hohem Maße lebte er sozusagen durch sie, und vielleicht wünschte sie sich gerade deswegen eine Frau in seinem Leben. Um ihren Frieden zu haben. Er drückte auf *Antworten*, aber der Computer hängte sich auf. Der Appetit verging ihm auch, und er schob die Eier beiseite. Wollte er das alles? Er versuchte, in sich hineinzuhorchen, und stellte fest, dass sich seine Gedanken wieder um Kristine drehten.

Er hatte schon mehrmals die Stelle aufgesucht, wo das Auto von der Straße abgekommen war. Ein senkrechter Sturz fünfzig Meter in die Tiefe ließ nicht die geringste Überlebenschance. Es waren keine anderen Autos involviert, und die Obduktion zeigte keine Anzeichen von Versagen lebenswichtiger Organe. Das hatte ihn gezwungen, über ihre letzten gemeinsamen Jahre nachzudenken und verzweifelt nach irgendetwas zu suchen, was er übersehen haben könnte, was ihm bestätigen würde, dass die Dinge doch nicht ganz so gewesen waren, wie er sich das gedacht hatte. Nach einem halben Jahr, das ihn noch tiefer in die Depression getrieben hatte, hatte er versucht, sich damit abzufinden, dass manchmal eben Dinge zufällig passierten. Obwohl er angesichts der Umstände ihres Todes doch nie so richtig seinen Frieden finden konnte.



Er ging ins Arbeitszimmer, wo die Ordner Regale vom Boden bis zur Decke füllten. Als kleiner Junge hatte er bei den Sportübertragungen am Radio geklebt und seitenweise Zeiten und Resultate mitgeschrieben. Obwohl er inzwischen ein normaleres Verhältnis zu seinem Hobby entwickelt hatte, besaß er hier eine Sammlung, die höchstwahrscheinlich detaillierter war als jede Datenbank. Manchmal saß er abends hier, zog sich willkürlich irgendeinen Ordner heraus und tauchte in Erinnerungen ein – an eine Zeit, die sich für ihn überraschend nah anfühlte.

Aber das Idyll war zerbrochen.

Er blickte kurz zu einer Zeichnung, die er in der Ecke an die Wand geklebt hatte. Warum er die dort hingehängt hatte, wusste er nicht so recht, außer dass es ein Echo aus seiner Vergangenheit darstellte. Einmal, im Frühling, war er zum Schauplatz eines tragischen Unfalls gerufen worden, einer Garage, die nicht weit von seinem Haus entfernt lag. Obwohl die Beschreibung des Verletzten ihn schon mächtig beeindruckt hatte, hatten sich die Gerüche am stärksten festgesetzt. Da der Brandmeister die Schuld jedoch sehr schnell auf einen explodierten Rasenmäher geschoben hatte, war die Sache im Grunde im Handumdrehen aus der Welt. Trotzdem hatte Falch gestutzt, als er in der Garage noch etwas fand. An einer der Wände, ganz verrußt von der starken Rauchentwicklung, hing ebendiese Zeichnung – ganz oben unterm Dach. Das Motiv war ein hässliches Gesicht, und es weckte Erinnerungen, die er schon seit Jahren zu verdrängen versuchte. Unbemerkt hatte er die Zeichnung abgemacht und mitgenommen, und seitdem hing sie hier bei ihm an der Wand. Kaum ein Tag war vergangen, ohne dass er nicht einen Blick darauf geworfen und versucht hätte, irgendeine Bedeutung in dieses wilde Bild hineinzulesen. Das Gesicht, das ihm da entgegenleuchtete, in

grogen Strichen und mit scharfen Kontrastfarben gezeichnet, war alles andere als freundlich oder sanft. Er glaubte mit Sicherheit sagen zu können, dass die Zeichnung von einem Kind stammte, und auch, dass es eher eine Maske war als ein Gesicht. Eine versteinerte Zuckung, schwarze zornige Augen, blutrote Pupillen. Es war eine Maske, die vor Qual leuchtete. Als Junge hatte er dasselbe Motiv gemalt, und er erkannte den Schmerz allzu gut wieder. Der Blick hatte eine beinahe hypnotische Wirkung auf ihn. Was hatten diese blutroten Augen gesehen? Was hatte der Mensch hinter dieser Maske erlebt? Falch wusste, dass ihn der Unfall in der Garage niemals in Ruhe lassen würde.

## 5. Kapitel

Der Mann behielt sie durchs Fenster im Auge. Sie saß im Wohnzimmer und sah fern. Ihr Gesichtsausdruck war immer noch genauso neutral, als könnte sie weder Leid noch Freude fühlen. Aber er wusste es besser.

Sie kannte das Leid.

Sie stand auf, und er ließ den Blick zum anderen Fenster wandern. Sekunden später tauchte sie dort in der Küche auf, wo sie sich wahrscheinlich ein Brot machte. Sie arbeitete mit ruhigen, bedächtigen Bewegungen, als ob sie ein Leben in Zeitlupe lebte. Und vielleicht war es ja gerade das, was sie tat – langsam leben.

Heute hatte sie das gelbe T-Shirt an. Er hatte längst herausgefunden, dass sie feste Tage für verschiedene Kleidungsstücke hatte. Heute war Montag. Deswegen gelb. Nachdem sie eine Schüssel aus einem der Küchenschränke genommen hatte, ging sie wieder ins Wohnzimmer. Wieder wunderte er sich, wie sie essen konnte, ohne etwas dazu zu trinken. Egal, ob sie sich etwas Kaltes machte oder ein richtiges Abendessen kochte, sie holte sich grundsätzlich ein Glas Milch, zehn Minuten nachdem sie die Mahlzeit beendet hatte. Allein bei der Vorstellung bekam er schon Durst. Dann saß sie da und starrte auf den Fernseher, ohne ein einziges Mal umzuschalten, was ihm ebenfalls seltsam vorkam. Wenn sie sich erst mal einen Sender ausgesucht hatte, blieb sie bis zum Ende des Abends dabei. Ein leeres Leben.

Er blieb noch eine Weile bei ihr. Dann faltete er die Sitzunterlage zusammen, die Mutter ihm gestrickt hatte, und ging

wieder hinaus in die Nacht. Die nächste Station war das Pflegeheim. Er hielt sich beim Abhang unterhalb der Straße, weil er nicht wollte, dass jemand seine Nachtwanderungen entdeckte. Das Terrain bestand aus überwachsenem Geröll, und er bewegte sich mit vorsichtigen, tastenden Schritten. Abend und Nacht, das war seine Zeit. Kein Motorengedröhn von Autos oder Booten, nur das dumpfe Geräusch der Dünung, und wenn der Wind auffrischte, hörte man, wie es schwer gegen Felsen und Steine klatschte. Sowie er die Landenge hinter sich gelassen hatte, hielt er sich in Wassernähe, um die Straßenlaternen zu umgehen, und er folgte dem Meeresrand, bis er sich dem Gebäude näherte. Er überquerte die Straße an der schattigsten Stelle, und kurz darauf saß er im Gebüsch und spähte zum Pflegeheim. Ein Blick auf die Uhr. Viertel vor elf. Noch fünfzehn Minuten, bis die Lichter ausgingen. Er verstand nicht, warum es überhaupt an war. Für den Mann in Zimmer 211 war es immer Nacht.

Nachdem er sich vergewissert hatte, dass niemand am Fenster stand, zog er eine kleine Leiter aus ihrem Versteck im Gras. Rasch und lautlos lehnte er sie an die orangefarbene Wand. Vier Sprossen, und schon konnte er in Zimmer 211 blicken. Das Monster lag auf dem Rücken im Bett – wie immer. Seine Augen waren geschlossen, besser gesagt: Seine Augenlider waren geschmolzen, sodass sie jetzt wie versteinerte Tropfen in den Augenhöhlen hingen. Der Rest des Gesichts waren Panzerplatten aus verbrannter Haut, und er schätzte, dass die helleren Partien Transplantate waren. Vielleicht tat es grässlich weh, auf diesem hautlosen Rücken zu liegen. Auch der Hals und die Brustpartie, die über der Bettdecke zu sehen war, trugen deutliche Spuren der Flammen. Er war wirklich kräftig flambiert worden.

Das Schicksal meint es gut, es holt den Bösen irgendwann

ein und lässt ihn für seine Taten bezahlen. Jetzt konnte er schön hier liegen und über sein Leben vor dem Brand nachdenken – lange vor dem Brand. Über all die Schmerzen nachdenken, die er anderen zugefügt hatte. Da ging die Zimmertür auf, und er duckte sich schnell. Die Pflegerinnen sahen immer noch einmal nach dem Verbrennungsoffer, bevor sie das Licht ausmachten, stellte er fest, während er so dalag und hinübergaffte. Es dauerte nicht lange, dann wurde das Licht ausgeschaltet. Er versuchte, in den Raum zu spähen, aber die Gardinen waren vorgezogen.

Er nahm denselben Weg zurück, hielt sich am Meeresufer und lief trittsicher über die algenbewachsenen Steine. Es roch nach Tang und salzigem Meer, und als er zwischen den Pfeilern der Landungsbrücken durchlief, nach Fisch und geteertem Holz. Es roch nach etwas Bekanntem, Sicherem. Er brauchte eine knappe Stunde bis nach Hause, auch wenn er die Strecke auf der Landstraße in zwanzig Minuten hätte zurücklegen können.

Auf Reine, wo sich der größte Teil der Häuser an den Fuß der Berge klammert, hätte keines einsamer liegen können als dieses »abgenutzte« Einfamilienhaus. An einem Hang, ein paar hundert Meter hinter der restlichen Siedlung, lag es eingequetscht zwischen kleinen und großen Felsen. Für ihn hatten die riesigen Felsen nie Gefahr bedeutet. Sie gaben Schutz vor Wind und Wetter und standen für Isolation und Geborgenheit. Er zog den Schlüssel aus seinem angestammten Versteck unterhalb der Bretterverkleidung. Er hatte sich mit Mutter darauf geeinigt, dass er abschloss, wenn er aus dem Haus ging, da sie ungebetene Gäste nicht wegschicken konnte. Der Geruch schlug ihm entgegen, als er die Haustür aufmachte, stark, aber bei Weitem nicht unangenehm. Das war der Geruch von Sjur Simskars Heim. Seinem Heim. Er rückte den

Flurteppich zurecht, bevor er weiter in die Küche ging. »Bin wieder da!«, rief er und hängte seine Jacke über einen Stuhl. »Sieht so aus, als würde es ihr ganz gut gehen.« Der Knoten in seiner Brust hatte sich gelöst, und er liebte es, wie ihm die Worte problemlos über die Zunge gingen, wie immer, wenn er mit Mutter redete. Vielleicht war er deswegen so gerne zu Hause. Er machte den Kühlschrank auf und nahm einen Schluck Milch direkt aus dem Karton. Sie schmeckte sauer, grässlich sauer. Er warf einen Blick aufs Haltbarkeitsdatum. Fünf Tage drüber. Er musste demnächst mal wieder einkaufen gehen, es blieb ihm keine andere Wahl. Alte Gewohnheiten waren eben schwer abzuschütteln. Früher hatte er die Einkäufe so lange hinausgeschoben, bis er fast am Verhungern war. Jetzt nicht mehr. Als das Prinzip der Selbstbedienung endlich auch den Konsumverein auf Reine erreichte, war das für ihn die größte Befreiung, seit er die siebenjährige Schulhölle hinter sich lassen können. Er konnte die Waren aussuchen, die er wollte, nicht mehr nur die, deren Namen er aussprechen konnte. Milch zum Beispiel. Wie oft hatte er am Tresen gestanden, während ihm ein endlos in die Länge gezogenes M die letzte Luft nahm. Die alte Val hatte ihn verstanden, aber eine von den anderen Verkäuferinnen hatte ihn dann immer mit gespielter fragender Miene angesehen, ohne zu verhehlen, wie sie die Panik auf diesem rot gefleckten Gesicht genoss. Bei der Erinnerung daran ging ihm heute noch der Puls schneller. Über fünfzig Jahre mit unterdrückten Worten, die ihm in der Kehle stecken geblieben waren. Allein bei dem Gedanken verknotete sich alles in ihm. Aber jetzt war er in Sicherheit. Er war zu Hause. Zu Hause bei Mutter.

## 6. Kapitel

Falch hatte von seinem Vater geträumt. Nachdem er lange eine Nebenrolle in seinen Träumen gespielt hatte, hatte er sich doch wieder Bahn gebrochen, deutlicher denn je.

Die Nachbeben des Traumes hingen ihm immer noch im Körper, obwohl es schon halb elf am Vormittag war. Falch saß mit der ersten Kaffeetasse des Tages im Büro. Der Kaffee war kalt, und das schon seit ein paar Stunden. Kurz nachdem er gekommen war, hatte er einen Anruf bekommen. Es war Dreyer, der Polizeichef im Präsidium auf Leknes, der ihm mitteilen konnte, dass der rechtsmedizinische Bericht fertig war. Äußere Gewaltwirkung, hatte er gesagt. Dann wissen wir also Bescheid.

*Dann wissen wir also Bescheid.*

Falch hatte Bescheid gewusst von dem Moment an, als er die gebrochenen Fingerknochen in die Hand genommen hatte. Er hatte auch schon versucht, den Pathologen ans Telefon zu bekommen, aber man sagte ihm, er solle nach zehn noch einmal anrufen. Wieder wählte er die Nummer, die er sich auf einem Post-it notiert hatte, und bat, den Mann sprechen zu dürfen, der dem Namen nach zu urteilen wohl deutscher Abstammung war. Die Frau, die ihn weiterverband, sprach den Namen anders aus. Ein paar Sekunden später hatte er den Mann am Telefon.

»Hertzheim.« Die Stimme klang überraschend norwegisch. Er stellte sich vor und erklärte, worum es ging.

»Wir konzentrieren uns auf nackte Tatsachen«, sagte der Pathologe, bevor er seufzend fortfuhr. »Aber obwohl wir mit solchen Sachen arbeiten, sind wir gegen Gefühle nicht gefeit. Und wir machen uns so unsere Gedanken.«



Frode Granhus

## **Tödliche Brandung**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-442-74641-5

btb

Erscheinungstermin: November 2015

Wenn der Sturm den Tod bringt ...

Die Lofoten, hoch oben im Norden von Norwegen: Ein heftiges Unwetter tobt in der schroffen Bergwelt. Inmitten peitschender Stürme, tosender Brandung und prasselndem Regen löst sich ein schwerer Felsbrocken, stürzt donnernd nieder, reißt einen Graben ins Erdreich und bringt ein menschliches Skelett zum Vorschein. Inspektor Rino Carlsens Ermittlungen führen ihn weit in die Vergangenheit. Noch ahnt er nicht, dass er es mit dem wohl grausamsten Verbrechen seiner Karriere zu tun hat.



[Der Titel im Katalog](#)